

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 50

Artikel: Als Zeitungsverkäufer in Amerika [Schluss]

Autor: Kollbrunner, Oskar

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648409>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

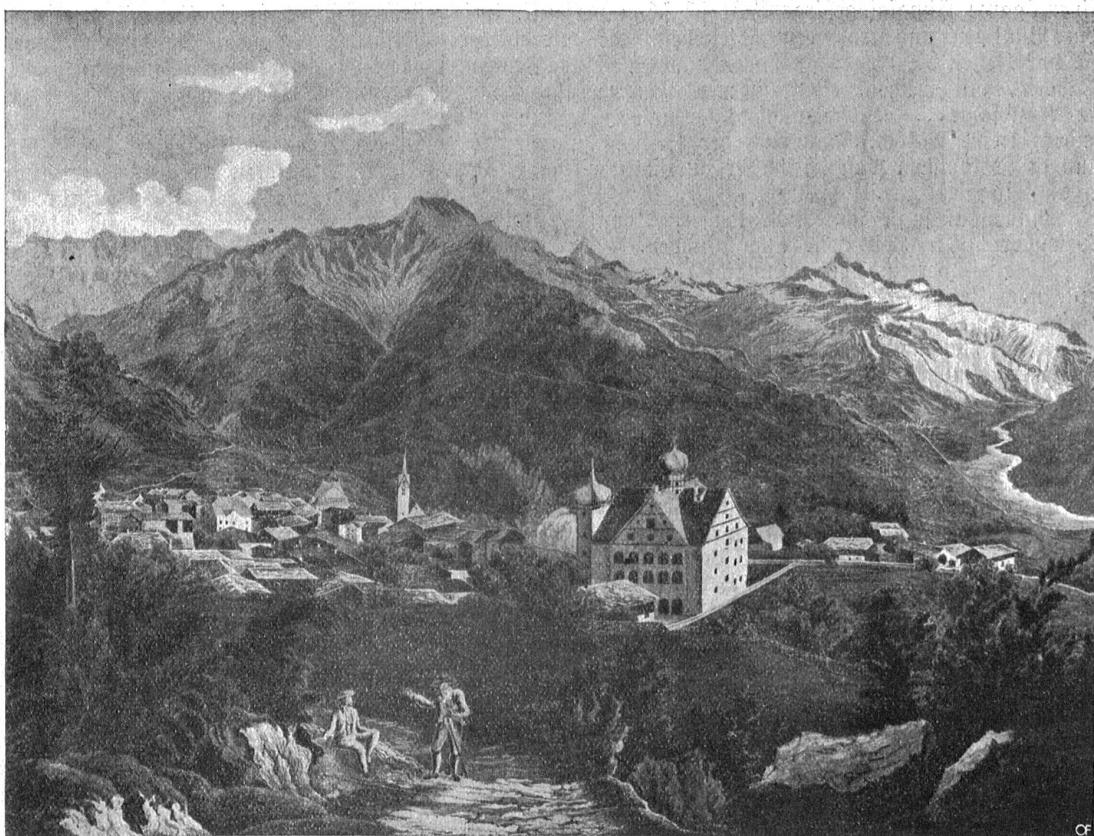
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lungen durch. Das Buch zeigt prächtige Beispiele von Renaissance- und Rokoko-öfen, wie sie mit ihren bemalten Lächeln noch heute das Entzücken des Beschauers wachrufen.

*
Die Illustrationen dieses Aufsatzes sind sämtliche dem besprochenen Werke „Das Bürgerhaus in der Schweiz, Band XVI., Kanton Graubünden III. Teil“ mit gütiger Zustimmung des Verlages Art. Institut Orell Füssli, Zürich, entnommen. Den sehr instruktiven und tiefgründigen Text des Bandes hat wiederum Erwin Poeschel, Schriftsteller in Davos, geschrieben. Das reich illustrierte Werk sei allen Freunden der Graubündens warm empfohlen.



Seewis im Prättigau mit Schloß Salls.

Als Zeitungsverkäufer in Amerika.

Von Oskar Vollbrunner. (Schluß.)

Maggie Russel... Ich denke heute abend an dich. Ich denke an dich mit einem gar wehmütigen Lächeln, einem Lächeln, über dem du selber eine Wolke Traurigkeit werden möchtest, denn trotzdem du mich bei deinen Eltern und deiner Tante in der Bohnenstadt Boston nie vorgestellt hast und trotzdem du die reiche Advokatenseele von Manahan mir vorgezogen hast, warst du doch gut, unendlich gut zu mir, lange bevor er dir seinen Heiratsplan gleich einem Architektenplan unterbreitete.

Ganz auf einmal ist das alles über mich gekommen. Wie ein Hagelwetter aus heiterem Himmel. Als ich wieder einmal meinem Prinzipal das Tintengeschirr auffüllte mit einer Tinte, die so blau war wie die Augen Maggies und vermittelst der unser Hagestolz Leute ins Gefängnis schüttete, Rechtsbeschlüsse absaßte, Erbschaften regelte und unter das alles wie ein Napoleon sein Manahan schrieb. Wie ich so mit Auffüllen beschäftigt war, lachte es plötzlich aus seinem steifkleinen Gesicht heraus, und das Lachen machte ein Geräusch, als ob er einen zu eng gewordenen Hemdenkragen zerschlitze.

„Sie kommen doch als Freund unseres Fräuleins Russel gewiß auch zu unserem Hochzeitsmahl?“

Pumps! Wie vom Schlag gerührt ließ ich die Quartflasche voller Tinte fahren, so daß diese, eine dicke, blaue Lache spritzend, granatenartig auf dem Boden zersprang.

Pumps! — Und das war das Ende der Geschichte, das du vielleicht heute noch in Gestalt eines verblichenen Tintenflecks im Bureau des Advokaten Manahan im 42. Stock des Woolworthbuildings sehen kannst, wenn du an meinen Aussagen zweifeln solltest. Ein Tintenfleck, so groß wie ihn der Versucher von Martin Luther ins Gesicht gemalt bekam.

Ich bin dann allerdings nicht auf dem Bankett Manahan-Russel erschienen. Ich habe der holden, errötenden

Braut auch keine Rosen ins Haus geschickt — ich habe überhaupt keine Hand gerührt, um die Hochzeit zu fördern und zu versüßen.

Ich habe nicht einmal Abschied von Maggie genommen, die mich betrogen hatte. Ich habe sie zum letztenmal richtig gesehen, als sie mit den andern Gaffern über der Tintenlache stand. Sie wagte nicht, die Augen zu mir zu erheben.

Bleich und stumm stand sie unter den andern, die mir meine Tolpatschigkeit an den Kopf warfen; denn Maggie Russel ahnte nur zu gut, warum das alles geschehen war; sie hatte wohl die Bemerkung ihres Zukünftigen überhört und hätte auch ohne das verstanden. Meine Don Quixote-Figur sprach lauter als tausend Bibeln, und die Posaunen von Jericho waren ein Wiegengesang dagegen.

Maggie Russel... Es sind schon Jahre über dem süßen Schall deines geliebten Namens dahingegangen.

Ich bin damals von New York weit, weit weg gewandert. Erst in einer Ecke Floridas bin ich wieder einigermaßen ins stabile Gleichgewicht gekommen. Dort arbeitete ich erst auf einer Alligatorenzüchterei und war späterhin Straßenbahnschaffner in Miami. Aber ich bin nie so ins rechte Geleise gekommen. Die Straßenbahn, die das im Geleisfahren versteht, hat mir dieses Kunststück nie so recht gelehrt, sonst wäre ich vor Monaten nicht wieder Zeitungsverkäufer im Schatten der Brooklyn Bridge gewesen.

Wie mir dieses Zeitungsverkaufen gegenwärtig ist! Wie es mir im Blute liegt!

„World! Times! Sun! Herald!“ „Wer kaufst, wird selig!“ — Ich halte es mit Tezel: Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt!

„Ja? Münchner Neueste gefälligst?!“ Ein Bayer in Amerika hängt halt immer noch an seinem Land, das muß man schon sagen! „Le petit Parisien?“, „Zürcher Neueste?“

— Ja, sogar Schweizer habe ich unter meinen Kunden und sogar noch währhafte Zürichsegen. „Wester Lloyd! Manchester Guardian!“ — Ach ja, ich handle mit Zeitungen, die von überall her kommen. Zeitungen! Zeitungen! Ganze

Alpen, ganze Himalajagebirge habe ich schon verkauft, trotz dem Budigen und trotz dem Stelzebein, die mir wieder wie vor Zeiten die Augen ausdrücken möchten. Auch Frauen, Mädchen, mit weißen, elfenbeinernen Fingern sind unter der Rundsäume... Und manchmal, wenn ich so eine besonders weiße Mädchenshand nach der Zeitung greifen sehe, kann es vorkommen, daß ich wieder zu dichten anfange, daß ich an Maggie denke.

Manchmal sagte ich. Nicht immer. Denn es gibt ein Sprichwort: Die Zeit heilt alle Wunden.

Aber — verzeiht mir, wenn ich rede, als ob ich auch heute noch Zeitungsverkäufer wäre — wenn es wirklich vorkommt, daß ich ins Dichten hineingerate, weil — dann ergehe ich mich in Balladen und nicht mehr in leichten Gaselen und nicht mehr in zierlichen Rondos, nein, in Balladen, sage ich und zwischen dem Zeitungsgeschäft spiele ich Theater, als ob das Leben nicht schon genügend Theater mit mir gespielt hätte.

Und ich bin im Geiste wie der Indianer Tschano, dem seine Pocahontas gestorben ist. Noch einmal gehe ich hin, um die Geliebte, die mit Rosen des Waldes und Blüten der Prärie überschüttet auf dem Lager liegt, zu schauen. Fern aber rauscht der Niagara. Der Niagara des Lebens und des Todes. Und im Westen sinkt die Sonne. Und aus dem Westen winkt Pocahontas liebend und mit leiser Mahnung herüber. Und so gehe ich denn im Geiste hin und löse vom Ufer den Nachen, hänge den Bogen um die Schultern, stecke Streitaxt und Messer in den Gürtel und, wie es in der Ballade heißt:

„Sieh!, er läßt das Fahrzeug treiben,
Bis die Flut den Einbaum packt
Und er zieht, nach Westen schauend,
Still hinab den Katarakt...“

„Sun! — World! — Times! — Herald!“ Ich bin der Zeitungsverkäufer an der Brooklyn Bridge.

Der Santi-Klaus.

Eine Kindheitserinnerung von Walter Keller.

Auf den Sankt Niklaustag hatten Gretchen und ich allerdings kein sonderlich gut Gewissen.

Am Abend vor Essenszeit kam der Santi-Klaus mit großem Gepolter und erschredlichem Schellengelingel von der Richtung des Waldes her und klopfte an der Portaltüre unseres Schlosses. Unsere Magd Bertha ging hinunter und öffnete. Unterdessen hatten wir uns aber alle drei in die hinterste Winkel des Eßzimmers verkrochen, das eine in den Wandsschrank, das andere hinter den Ofen und ich hinter das eingebaute Buffet. Der Santi-Klaus kam polternd die Treppe heraus. Mir hämmerte das Herz vor Entsetzen. Jetzt trat er ein: „Ist niemand da, wo sind die Bösewichter?“ donnerte er mit furchtbarer Stimme, wie Rübezahl in den Bergen. Dann ging er auf die Suche, fand Martha hinter dem Ofen, entdeckte mich hinter dem Buffet und öffnete schließlich auch den Kasten, worin Gretchen sich versteckt hatte. Jetzt erst wurden wir gewahr, wie unheimlich der Mann aussah mit seinem langen, weißen Bart, der braunen Klausnerkappe mit der aufgestülpten Kapuze, den schweren Holzschuhen, dem großen Sack auf dem Rücken, dem Birkenrutenbündel in der einen und dem hagebuchenen Stock in der andern Hand.

Schlitternd und mit den Zähnen klappernd standen wir vor dem schrecklichen Mann und sollten ihm beichten, was wir alles Schlimmes getrieben hätten das Jahr hindurch. Da kam es denn an den Tag, welche Streiche wir verübt hatten. Gretchen erzählte mit schlitternder Stimme, sie habe im Speisenschrank, der in einer ganz schmalen Vorratskammer neben der Küche stand, einmal einen Topf voll Rosinen entdeckt. Weil sie aber zu klein war, stellte sie einen Stuhl auf den andern, vermochte aber auch jetzt nicht hinaufzulangen. Da kletterte sie kurz entschlossen hinauf, hielt sich mit der linken Hand an einem Schaft des Ge-

Stells fest, während sie mit der rechten Hand nach dem Rosinentopf langte. In diesem Augenblick aber kippte der obere Teil des Speisenschrankes nach vorn, schlug an die gegenseitige Wand und es fielen eine ganze Menge Büchsen, Einmachgläser und ein Körbchen voll Eier, zwei Dutzend an der Zahl, zu Boden oder auf Gretchen herab, die vor Angst, entdeckt zu werden, keinen Laut von sich gab und mitten in der Eier- und Konfitüre-Brühe saß. Wäre der Schrank nicht von der andern Wand aufgehalten worden, so wäre auch noch das große Geschütz losgegangen, nämlich die beiden Kupferkessel, worin die Mutter die Johannisbeer- und Himbeerkonfitüre aufbewahrte, würden herabgefallen und ihr Inhalt auf Gretchen herabgeslossen sein. So hatte sie also noch Glück im Unglück.

Die Mutter, welche das Gepolter gehört hatte und herbeigeeilt war, mußte zunächst über die komische Situation, in der Gretchen saß, fast lachen. Der Vater aber waltete den Bösewicht mit hagebüchenen Schlägen durch, daß sie blau war vor Striemen und ihre Nascherei für einige Zeit bleiben ließ. — Dies also beichtete sie jetzt dem Santi-Klaus.

„Und der Bueb da, ist der immer brav gewesen?“

„Nicht immer“, erwiderte die Mutter, „sage Hansli, was hast du Schlimmes angestellt?“ — „Nu, selle wie use mit der Sproch, jo wolletee, du wirsch es schon no wüsste.“ Und da kam es denn an das Tageslicht, daß ich die brennende Petroleumlampe hatte fallen lassen. Das ging nämlich so zu. Als Mutter und ich einmal nachts in eine Mansardenkammer hinaufstiegen, um etwas zu holen, sah ich im Zwielicht des Gangs etwas Dunkles sich hin und her bewegen. Ich flüchtete, in der Meinung es sei ein Gespenst, mit der Lampe in die Mansarde, stolperte in der Hafst über die Schwelle und fiel mit der Lampe ins Zimmer hinein. Sofort fing das Petroleum Feuer, das Stück Boden brannte lichterloh, die Mutter suchte das Feuer mit einem Teppich zu ersticken, da kam zum Glück die Köchin Babette zu Hilfe, brachte einen breiten Blechkessel und stülpte ihn darüber. Da endlich hörte es auf zu brennen. — „So, so, du Lauskerl, beinahe hättest du das schöne Schloß hier angezündet“, wetterte der Santi-Klaus. „Und das große Kind da, hat es sich immer gut aufgeführt. — „So ziemlich“, sagte die Mutter, „aber einmal ist es dem Knecht, als er Gras mähte, in die Sense hineingesprungen und bekam einen großen Schnitt ins Bein. Und ein andermal“ — „Mutter, du darfst es nicht sagen“ — unterbrach Martha schluchzend. — „Heraus damit“, donnerte der Santi-Klaus. „Num also“, fuhr die Mutter fort, „einmal haben die zwei Mädchen gezankt, weil jedes das Schemelchen haben wollte zum Nähen. Aber Gretchen stand eben darauf und wollte nicht vom Schemel herunter. Da ging Martha hin und band dem Gretchen mit einer Schnur die Beine zusammen, gab ihm hierauf einen Stoß, sodaß Gretchen auf die Nase fiel und blutete.“

Der Santi-Klaus machte hiezu ein grimmiges Gesicht und drohte uns mit aufgehobener Rute, er werde uns in den Sac hinein stelen und mit in den Wald hinauf in seine Hütte nehmen. Grete aber heulte und schrie, sie wolle artiger sein. Dann mußten wir ein Sprüchlein hersagen, womit sich St. Niklaus brummend schließlich zufrieden gab. Darauf mußten wir alle drei ihm sicher und heilig versprechen, uns zu bessern. Jetzt warf der Santi-Klaus einen Sac auf den Boden und schüttete ihn aus. Hei, wie viel Apfeln, Birnen, Nüsse samt elischen süßen Krapfen rollten jetzt auf den Stubenboden hinaus! Wie toll stürzten wir alle drei darauf los. Dabei gelang es Gretchen, wiederum den Löwenanteil einzuhimsen und es hätte sicherlich Bank darob gegeben, wäre nicht die schreckliche Gestalt des Santi-Klaus dabei gestanden.

Darnach wandte er sich mit brummiger Miene wieder zur Tür hinaus und wir hörten seine polternden Schritte im Treppenhaus verhallen.

Nie kann ich die Angst vergessen, die wir damals ausgestanden haben, und der Glaube, daß der Santi-Klaus